

Gehorsam trat der Hirte neben ihn.

„Schau hinaus gen Kitzingen — was siehst du?“

Der Hirte beschattete die Augen und spähte nach Westen. „Ich sehe ein Wölllein,“ sagte er nach einiger Zeit mit unsicherer Stimme.

„Wo?“ fragte der Blinde aufgeregt.

„An der Erde — am Fluß,“ antwortete der Mann. „Hinter der Stadt,“ sagte er nach einiger Zeit. „Staub ist's.“

„Staub?“ keuchte der Graf.

„Staub,“ wiederholte der Hirt.

„Staub!“ keuchte der Graf und steckte den Zeigefinger in den Mund, prüfte mit dem nassen Finger die Richtung des Windes und murmelte zum drittenmal: „Staub!“

„Es ist windstill,“ bemerkte der Burgpfaffe.

„Kein Blatt rührt sich an der Linde,“ flüsterte die Gräfin.

„So rede doch!“ rief der Greis und schüttelte den Arm des Schäfers. Der spähte mit beschatteten Augen unverwandt in die Ferne.

„Größer wird's,“ sagte er nach einer Weile bedächtig.

„Größer?“ wiederholte der Blinde und kratzte am Sandstein.

Nach langer Zeit sagte der Schäfer: „Es ist eine große Wolke geworden.“

„Eine große Wolke,“ bestätigte der Kaplan.

Mit angestrengten Augen spähte auch die Gräfin,

murmelte Unverständliches und rührte sich nicht. So standen sie und atmeten hörbar.

Und wieder nach langer Zeit rief der Schäfer: „Sie läuft!“

„Sie läuft — wohin läuft sie?“ Der Graf packte den Arm des Mannes.

Auf der andern Seite aber raunte der Burgpfaffe: „Sag's nicht!“

„Was murmelst du, Alexiker?“ schrie der Blinde. „Ich will keine Heimlichkeiten — hörst du? Also sie läuft — wohin läuft sie?“ Er schüttelte den Schäfer.

„Her zu uns — dich herauf nach Castell!“ sagte der Hirte. „Ich muß doch sagen, was ich sehe!“ murrte er und machte sich frei vom Griffe des Kaplans.

Der Blinde hatte die Arme auf die Brüstung gestemmt und wiederholte mit bebenden Lippen: „Her zu uns —?“

Die Gräfin schob den Knecht zur Stiege und hieß ihn gehen.

„Her zu uns?“ schrie der Graf. „Dann sind sie geschlagen und fliehen! — Fliehen?“ fragte er und tastete nach dem Burgkaplan. „Wer hat gesagt, daß sie fliehen? Von allen meinen Söhnen flieht keiner. Was hast du gesagt, Imma?“

„Ich — habe nichts — gesagt,“ schluchzte die Gräfin.

„Her zu uns — dich herauf?“ fragte der Blinde. „Siehst du's auch, Imma?“

„Ja,“ schluchzte die Unglückliche.

Da riß der Graf den Hut vom Haupte, warf ihn zu Boden, fuhr mit beiden Händen in seine weißen Haare und klagte: „Heut ein Graf zu Castell und länger kaum!“

Zaghast legte die Gräfin ihre Hand auf seine Schulter. Unwillig trat der Blinde zurück. An der Brüstung stand der Kaplan, murmelte Gebete und fuhr von Zeit zu Zeit mit dem Handrücken über seine nasse Stirn.

Kein Blättlein rührte sich drunten an der Linde. Immer größer aber kroch die graue Wolke in weiter Ferne heran.

Hochaufgerichtet stand der Greis an der Brüstung. Die Gräfin raffte seinen Hut vom Boden und legte ihn auf die Brüstung. „Bedede dein Haupt, es ist glühheiß,“ flehte sie. Da nahm er den Hut, stülpte ihn über den Schädel und stand wie vorher hochaufgerichtet neben dem Pfaffen. Und es war, als schämte er sich seiner vorigen Schwäche. Seine Stimme klang hart, wenn er den Pfaffen fragte. Und er fragte ihn oft. —

Mit Geschrei quollen die Leute zwischen den Palisaden hervor; Kinder klagten, Weiber heulten. Und der Burgvogt rannte mit seinen Knechten aus dem Thor, bedrohte die Menge, brüllte und konnte sie doch nicht zwischen die Planken zurücktreiben.

Hochaufgerichtet stand der Blinde. Sein Antlitz war starr. Ihn kümmerte nicht der Sonnenbrand,

ihn kümmerte nicht der Aufruhr der geängstigten Menschen. Und der Kleriker wagte nicht einmal das Haupt zu wenden nach ihnen.

Da ging die Gräfin zur Leiter und kletterte hinab. Sie trat mitten unter die schreienden Leute, sie strafte die Trozigen, sie sprach den Weinenden Mut ein. Zuletzt hob sie ein Kind vom Boden, liebte es und schob ihm ein Honigplätzchen in den Mund.

Das Geschrei war verstummt, nur leise wagten die Weiber zu schluchzen. Mit lauter Stimme sagte die Gräfin: „Gott lebt noch, ihr Leute — die heilige Jungfrau ist bei uns und bei denen draußen im Felde — nicht verzagen! Hört ihr? Wir wollen beten!“

Sie stellte das Kindlein auf die Erde, kniete nieder, hob die Hände und begann das Vaterunser zu sprechen. Da sanken sie allgemach gleich ihr zu Boden.

Wie fernes Rauschen schlug ihr Gebet dem Grafen ans Ohr. Da zuckte es um seine Augen, da bewegten sich seine Lippen. Er entblößte sein Haupt und murmelte gleich denen unter der Linde.

Die Sonne neigte sich zum Niedergange. Strichweise glitzerte der Main, wie Silber glitzerte er. Die große Staubwolke war längst schon zerflossen. Leichter Dunst schwebte über dem abendlichen Lande.

Im dämmerigen Gemache der Gräfin kniete Michiza, barg den Kopf in ihrem Schoß und fragte schluchzend: „Sind sie nun alle tot, Frau Patin?“

*

Eine kupferige Abendröte stand über den Hügeln hinter dem Strome. Kühle Abendluft kam aus den Wäldern.

Wieder stiegen Wölklein aus den Feldern am Strome. Es waren Rauchwölklein von den Lagerfeuern der Sieger.

Nacht war's. Auf stolperndem, staubbedecktem Pferde kam ein Reiter von den Wiesenbronner Höhen herab, ritt ins Dorf, den Kniebrecher hinauf und hielt endlich am Burgtor.

Sie öffneten das Thor, sie kamen mit brennenden Fackeln heraus und umringten ihn.

Sein Antlitz und sein Kettenhemd starren in Staub, dicker Staub lag auf seinem keuchenden Pferd. Sein Mund war ausgetrocknet, und mit Anstrengung brachte er die Worte hervor: „Es ist — alles — verloren.“ Willenlos ließ er sich vom Pferde ziehen und hinauf in den Palas führen. Das Pferd aber wollte sich nimmer von der Stelle bewegen; es senkte den Kopf und schnob über den Kies, seine Beine zitterten, es beugte die Knie, es ließ sich schwer zur Seite fallen und blieb regungslos liegen die ganze Nacht. —

Der Staubbedeckte stand im schwachbeleuchteten Gemache vor seinem Herrn, brachte zerrissene Säße hervor und stotterte immer wieder dazwischen: „O Herr, das Bild ist's gewesen!“

Der Blinde drohte, er bat, er versprach, aber der Knecht stammelte nur immer wieder von dem entsetzlichen Bild, von dem Heiligenbild mit den runden, furchtbaren Augen, und sagte immer und immer wieder zuletzt: „Es ist alles verloren.“

Da befahl der Alte schreiend: „Und nun zeige deine Wunden, du Kerl!“

Mit zitternden Händen betastete der Knecht seinen Schädel und seine Brust. Der Alte aber griff nach seinem Arm, schüttelte ihn und schrie: „Wo sind deine Wunden, du Kerl?“

Zaghaft zupfte die Gräfin ihren Herrn am Gewande. Der aber schüttelte das Opfer seines Zornes nur um so stärker. Wimmernd sank der Knecht in die Knie, hob die Hände und stieß hervor: „Gnade, Herr, das Bild — wir sind alle geflohen!“

„Du lügst!“ donnerte der Graf. Er stieß den Knecht, daß er auf den Teppich fiel. „Und wenn sie allesamt geflohen sind, so ist doch von meinen Söhnen keiner geflohen.“

Der Knecht raffte sich auf und rang nach einem Wort. Da trat die Gräfin zwischen den tobenden Herrn und den Verzagten und schob diesen aus der Thür. Der Graf aber schrie, daß sich seine Stimme überschlug: „In den Turm — in den Turm!“

Die Gräfin ging aus der Stube. Knechte führten auf ihr Geheiß den Todmüden in das Turmstüblein, der Koch brachte ihm Speise und Trank. Er aber stützte die Arme auf den Tisch, sein Kopf sank schwer nach vorne. Dann glitt der Leib seitwärts herab und fiel auf die Dielen. Da lag der Reiter und schlief gleich dem Pferde draußen vor dem Thor.

Die Nacht war hervorgekommen aus der Tiefe des Waldes. Fledermäuse flatterten um die Mauern, Käuzlein lachten und klagten in den Schluchten. Zuweilen brüllte ein Rind zwischen den Planken. Und die Wächter schritten wie alle Zeit rundum auf den dumpf klingenden Brettern des Umgangs, riefen sich zu, hielten sich wach.

Der Himmel war mit leichtem Dunst überzogen; nur hier und da blinkte ein Sternlein. In tiefem Frieden dehnte sich der Gau; kein Feind nahte dem Bergschlosse.

Lange Stunden saß die kleine Gräfin neben ihrem Herrn und Gemahl, sie streichelte seine kalten Hände, sie sprach ihm zu — törichte Worte aufs Geratewohl, Weltliches und Geistliches durcheinander. Und sie war doch mit allen ihren Gedanken ferne von ihm und von sich. Sie atmete in der furchtbaren Staubwolke, sie hörte das Schreien der Kämpfenden, das Schnauben der Rosse, das Hämmern der Schwerter, das Krachen der Lanzen,

das Stöhnen der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden. Und auch der Blinde horchte nicht auf ihre Worte. Tief herab auf die Brust hing sein weißes Haupt, die Flechten seines Bartes hatten sich aufgelöst, das wirre Haar zitterte unter seinen schweren Atemzügen. —

Gegen Mitternacht ging die Gräfin mit dem Burgvogt zu dem gefangenen Reiter. Sie fand ihn auf den Brettern liegend. Da befahl sie dem Vogt und seinem Knecht, den Schlafenden auf den Strohsack zu betten.

Stöhnend wälzte sich der Mann auf der knisternden Liegerstatt. Mit der brennenden Kerze in der Hand beobachtete ihn die Gräfin. Dann sagte sie zum Burgvogt: „Weck ihn, ich muß es wissen!“

Der Burgvogt schüttelte ihn, er schrie ihn an.

Schlafrunken öffnete der Mann die Augen und murmelte etwas.

Angestrengt lauschte die Gräfin. „Was hat er gesagt?“ flüsterte sie.

„Er hat's noch immer mit dem Bild,“ antwortete der Vogt.

Die schweren Augendeckel des Knechtes waren schon wieder zugefallen; tief atmete der Schlafende.

„Laß ihn!“ sagte die Gräfin, hielt ihre Hand schützend vor das Flämmchen und ging aus der Thür.

*

Angekleidet, regungslos, mit weitgeöffneten Augen lag sie auf ihrem Bette. Schwer atmend lag ihr zur Seite der blinde Herr. Stundenlang lagen sie also. Nur zuweilen kam ein raunendes Wort aus dem Munde der Gräfin, und zuweilen kam auch eine Antwort aus dem Munde des Grafen zurück.

Ein schwaches Licht brannte in der Ecke und warf seinen unsicheren Schein auf das handgroße Marienbild. Immer wieder mußte die Gräfin ihre Blicke auf das Bildchen richten. Nach stundenlanger Not und Qual fielen ihre Augenlider zu. —

Gegen Morgen erwachte sie. Es war ihr friedlich zumute, denn sie wußte nichts mehr von dem, was gestern gewesen. Sie dehnte sich. Dann aber kroch etwas heran. Sie besann sich. Sie riß die Augen auf. Es kroch näher. Wie ein Biß fuhr es auf sie herein. Und die Angst von gestern schlug die Giftzähne in ihre Brust.

Das Lichtlein war erloschen, und vor den grünen, runden Scheiben dämmerte der Morgen.

Sie wandte sich und sah ihren Herrn regungslos auf dem Bette sitzen. Dunkel hob sich seine Gestalt vom Fenster ab.

Und sie hörte ihn murmeln und verstand auch dann und wann ein abgerissenes Wort.

Sie wagte nicht, sich zu regen, sie preßte die Lippen aufeinander, sie wandte die Augen nicht von dem Geliebten. Sie wußte, daß er mit Gott sprach,

und ihre Gedanken vermählten sich seinem Gebete.

Die Föhne krächten.

Auf der Plattform des Bergfrieds knirschten die Schuhe des Wächters. Weiche Horntöne kamen hernieder. Dann sang die klare Stimme das Morgenlied hinaus über Burg und Gau:

Last euch sagen, was ich sehe,
höre, wer es hören mag:
wieder ist die Nacht entschwunden,
wieder kommt ein junger Tag.

Kleidet nun des Leibes Blöße,
waschet eure Augen klar,
danket dem, der nächtlings wieder
euer Schutz und Helfer war.

Hebet eure Sorgenbündel
mutig von der Erde auf
und beginnt in Gottes Namen
freudig euern Tageslauf.

Viele, viele Christenleute
wandern mit euch ihre Bahn,
viele aber suchten vor euch
schon die Steige himmelan.

Doch es gibt auch andre Pfade —
darum tut euch Vorsicht not,
wollt ihr nicht das Ziel verlieren
heute bis zum Abendrot.

Ach, daß keiner es verlöre,
keiner bräche seitwärts aus.
Ach, daß jeder endlich fände
seinen Weg ins Vaterhaus.

Die Gräfin tastete mit der Rechten nach der Hand ihres Gemahls. Der nahm die schmale Hand, streichelte sie und führte sie an seine Lippen. Dann erhob er sich wortlos vom Lager.

Dreizehntes Kapitel

In den Wiesenbronner Ställen lagen abgetriebene castellsche Pferde. Verwundete Reiter hatten sich in die verlassenen Häuser verkrochen, Leichtverwundete saßen trübselig mit verbundenen Köpfen auf den Bänken neben den Haustüren.

Auf der Höhe draußen vor dem Dorfe, unter den großmächtigen Linden standen die Wachen und spähten hinüber ins Maintal gen Rißingen. Und immer wieder kamen versprengte, dem Verderben entronnene Männer.

Hauptleute berieten drunten im Gemeindehause, wann sie nach Castell reiten und vor den blinden Herrn treten sollten. Sie beschloßen ohne viel Worte, noch eine Weile zu bleiben. Und sie sahen scheu aneinander vorüber ins Leere.

Gegen Mittag klirrte einer von der Wache herein und meldete den Hauptleuten, daß sich auf der Straße vom Maintal herauf eine Staubwolke bewege. Da schickten die Hauptleute den Hornbläser durch die Gassen, und der dumpfe Ruf schreckte die müden Reiter aus allen Winkeln hervor.

Die Pferde wurden aus den Ställen gezogen, ein Mann legte dem andern die Rüstung an.

Boten liefen hin und her zwischen dem Dorf und den Wacheleuten.

Murrend saßen die Reiter auf ihren Pferden. Abseits vom Haufen aber hielten die Führer und berieten, ob sie sich dem siegreichen Feinde stellen oder ob sie zurückreiten sollten in den Schutz der Burg, in die Nähe des Blinden.

Murrend saßen die Reiter auf ihren Pferden und warfen schiefe Blicke auf ihre Führer. Das Murren wuchs. Und endlich erhob einer seine Stimme über alle andern: „Sind sie denn samt und sonders auf die Köpfe geschlagen, die Hauptleute? Was wollen sie denn noch im offenen Felde? Wiederum Prügel von den Bischöflichen?“

„So jag's du den Hauptleuten!“ rief ein anderer im Haufen.

„Sag's ihnen, Schwarzer, gegen das Bild wollen wir nicht zum zweitenmal!“ rief wieder einer.

„Soll ich?“ fragte der Schwarze und wandte den Gaul.

„Ja, rede nur mit ihnen!“ kam die Antwort aus dem Haufen zurück.

Da ritt der Schwarze mit frecher Miene gegen die Hauptleute: „Die da“ — er blickte halb rückwärts über die Schulter — „die da wollen nimmer kämpfen im offenen Felde gegen die Bischöflichen und gegen das böse Bild.“

Mit verlegenen Gesichtern sahen die Hauptleute auf den Sprecher. Langsam rückte der murrende Haufen heran.

„Aber der Graf —!“ begann einer von den Hauptleuten.

Da sprengte ein reitender Bote die Gasse herunter und rief schon von weitem: „Sie tragen grüne Zweige in den Händen!“

„Was gibt's?“ schrien etliche hinten im Haufen.

„Grüne Zweige tragen sie!“ rief der Schwarze und ritt zu den Seinen zurück.

„Ganz wenige sind's,“ berichtete der Bote.

„So wollen wir ihnen entgegenreiten!“ rief einer von den Hauptleuten. Und leichteren Herzens trabten die andern mit ihm zum Dorf hinaus. —

Zehn bischöfliche Reiter hielten auf der Höhe unter den Linden. Ihre Schwerter staken in den Scheiden, ihre Helme hingen an den Sätteln, speerlos waren die Schäfte ihrer Lanzen, gestürzt ihre dreieckigen Schilde, Lindenzweige trugen sie in den Händen.

„Sie haben Botschaft an den alten Grafen,“ meldete einer aus der Wache.

Der Führer der Bischöflichen kam vor die castellschen Hauptleute und sagte: „Wollt ihr hören, dann sparen wir den Weg. Und tun's gern, weiß Gott.“

„Laßt hören!“ sagte der Älteste von den Castellschen mit finsterem Gesicht.

Also hörten die Geschlagenen im Schatten der Linden die Botschaft der Sieger. Im verbrannten Grase am Wegrand zirpten die Grillen, in den Blättern der Bäume flüsterte der Windhauch. Die Rosse scharren und schnaubten, schlugen und suchten sich der Bremsen zu erwehren.

Der Bischöfliche hatte geendet. Wortlos saßen die Castellschen in ihren Sätteln, wortlos und mit gesenkten Köpfen. Die Grillen zirpten, und in den Zweigen raunte der Wind.

Der Castellsche strich mit dem Handrücken über seine Augen. Dann wandte er sich und fragte wortlos die andern, wandte sich wieder und stieß heraus: „Wir haben's gehört. Aber wir können's nimmermehr nach Castell tragen.“

„Wie Ihr meint,“ gab der Bischöfliche gleichmütig zurück.

„Oder will's doch einer von euch hinauftragen?“ fragte nun der Castellsche und wandte sich zum zweitenmal zurück.

Aber sie schwiegen alle, die castellschen Hauptleute, und starrten auf die Mähnen ihrer Pferde.

„Dann gebt uns frei Geleite nach Castell und wieder zurück!“ sagte der Bischöfliche. —

Einer von den Hauptleuten sprengte hinunter ins Dorf zum Haufen der Reiter und redete eindringlich auf sie hinein. Da wichen die Castellschen zur Rechten und Linken und ließen eine schmale Gasse frei. Ungehindert ritten die Bischöflichen mit

hochgehobenen Zweigen zwischen den Geschlagenen hindurch, die Straße entlang, aus dem Dorfe.

Als sie gegen Castell kamen, hingen die Blätter an ihren Friedenszweigen weck herab. So machten sie halt unter der Linde vor dem Dorfe. Und während der Wächter droben ins Horn stieß, griffen die Bischöflichen empor zu den tiefhängenden Ästen und brachen frische Zweige ab.

Sie verhandelten mit der Wache über die geschlossene Schranke. Sie ritten ungehindert durchs Dorf, den Berg hinan.

Sieben Reiter blieben vor dem Schloßthor, drei ritten in den Hof und stiegen von den Pferden. —

Droben in seinem Gemach empfing der blinde Graf die bestäubten Gesandten. Er hatte sich vor seinen Armstuhl gestellt und erwiderte die höfischen Kniebeugen mit einem Neigen des Hauptes. Denn hart hinter ihm stand der Kaplan und gab ihm heimliche Zeichen.

„Meine Herren lassen Euch ihren Gruß entbieten,“ begann der Sprecher. „Gott und unser Heiliger haben entschieden zwischen uns und Euch. Eure Reiter sind geschlagen, wir haben als Sieger genächtigt auf der Walstatt.“

Der Graf verzog keine Miene. Aber als der Sprecher innehielt, bewegte der Blinde die Rechte und lud ihn ein, fortzufahren in seinem Bericht.

„Eure Hauptleute,“ sprach der Abgesandte mit zögernder Stimme, „werden Euch melden, wie das

Unglück gekommen ist. Wir aber“ — nun suchte er nach Worten — „uns — meine Herren lassen Euch wissen, sie haben mit den Lebendigen gekämpft — aber —“ Nun hielt er inne.

Zum erstenmal erhob der Blinde die Stimme: „Ihr kommt, uns die Toten anzubieten?“

„Die Toten!“ fiel der Abgesandte ein, als wäre er froh, daß der Alte das böse Wort zuerst in den Mund genommen hatte. „Die Toten — weil wir mit den Toten keinen Krieg mehr führen — nein, nimmermehr.“

„Sagt's frei heraus: Ich habe sieben Söhne in die Schlacht geschickt. Der eine und andre von ihnen mag seine Pflicht bis in den Tod getan haben —!“ Der alte blinde Mann sprach das mit klarer Stimme. „Sagt's ohne Umschweif, ich bin bereit zu hören.“

„Der eine und andre,“ wiederholte der Abgesandte und setzte eifrig hinzu: „Sie haben gekämpft, Herr, wie die Stiere, die in den Winkel gedrängt werden, so haben Eure Söhne gekämpft.“

Höher hob der Blinde das Haupt.

„Wahrhaftig, Herr, sie hätten den Tod nicht verdient. Wir haben sie ehrfürchtig nebeneinander auf den Rasen gelegt —“

„Nebeneinander auf den Rasen gelegt,“ murmelte der alte Mann und faltete die Hände über dem Kreuze seines Schwertes.

„— in eine Reihe.“

„In eine Reihe,“ wiederholte der Graf. „Und wie viele?“ fragte er leise.

Der Sprecher sah verlegen auf die Dielen. „Fasset Euch, Herr Graf!“

„Sehe ich aus wie einer, der nicht gefaßt ist?“ Der Alte richtete sich hoch auf.

„Es sind fünf Helden gewesen, und man wird singen von ihnen auf allen Straßen des Reiches,“ sagte der Gesandte.

„Fünf!“ murmelte der Alte.

„Fünf Helden!“ wiederholte der Bischöfliche eifrig.

„Und die zwei letzten?“ fragte der Graf.

„Fünf Helden — was sag' ich?“ rief der Sprecher. „Sechs Helden sind's gewesen, und der sechste liegt schwerwund in Gottes Gewalt bei den Klosterfrauen drunten in Kizingen.“

„Und der siebte?“ fragte der Graf.

„Ist gefangen,“ kam die Antwort zurück.

„Mit Wunden bedeckt?“ fragte der Graf.

Da schwieg der Abgesandte.

„Wir lassen die Toten einbalsamieren und bahren sie in der Klosterkirche auf und geben Euch frei Geleite, den Schwerwunden zu besuchen, die Toten zu holen — nach Euerm Gefallen,“ schloß der Bischöfliche seinen Bericht.

„Habt Ihr noch einen Auftrag?“ fragte der Graf nach einer Weile.

„Der Streit ist zu Ende, Herr,“ antwortete der

Bischöfliche, „ich schätze, es liegt an Euch, ob Ihr Frieden haben wollt oder nicht.“

„Und die Hennebergischen?“ stieß der Alte hervor.

Da lachte der Bote: „Die Hennebergischen, Eure Gnaden? Wir haben kein Hennengadern gehört den ganzen heißen Tag.“

Da verzerrte sich das stolze Antlitz des Blinden, er stampfte und murmelte ein unverständliches Wort zwischen den Zähnen. Dann gab er tonlos zurück: „Und wer fragt den Besiegten, ob er Frieden haben will?“

Bis zur Erde bückte sich der Bischöfliche. „Eure Gnaden — ich rede ohne Auftrag, und es ist Eure Sache, ob Ihr mein Wort leicht oder schwer nehmen wollt. Aber mir dünkt, es kann dem siegreichen Bischof nicht einerlei sein, ob er einen Todfeind mehr im Bistum sitzen hat —“

Nachdenklich neigte der Graf das Haupt. Dann sagte er: „Ihr werdet hungrig und durstig sein. Ich bitte Euch, lasset Euch meine Bewirtung gefallen.“

Mit höfischen Kniebeugen gingen die Bischöflichen aus dem Gemache. Draußen aber flüsterte der Sprecher: „Der ist der siebte Held — der da drinnen. Weiß Gott, es ist mir sauer geworden, ihm die Wahrheit zu sagen.“

„Die Wahrheit?“ raunte ein anderer. „Die Wahrheit wird ihm das Herz abstoßen.“

„Schweig!“ raunte der erste. „Das erfährt er noch früh genug, der alte Mann.“

Der Graf hatte sich eingeschlossen.

Die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel herab. Weinen und Klagen erscholl im Schlosse und hinten zwischen den Planken, wo die Armleute aus den Dörfern lagerten. „Fünf von den sieben gefallen, Graf Rupert todtwund, Graf Friedel gefangen!“ so riefen die Leute einander zu. Daneben aber glitt gleich einer ekeln Schlange durch alle Kammern und Kemenaten noch ein andres, böses Gerücht. —

In der Gasthalle wurden die Bischöflichen bewirtet, und die Gräfin pochte an die verschlossene Thür des Grafen. Da sie keine Antwort bekam, pochte sie heftig. Und als sich noch immer nichts rührte, schlug sie mit den schwachen Fäusten an das Eichenholz.

Endlich kamen schwere Tritte über die Dielen, der Riegel ward zurückgeschoben, und der Blinde stand auf der Schwelle, richtete die roten Augen ins Leere und fragte: „Was gibt's?“

„Fort!“ keuchte die Gräfin. „Es ist einer todtwund, der ein Recht auf uns hat.“

„So lasse satteln!“ befahl der Alte.

„Gott sei gelobt!“ murmelte die Gräfin, lief die Steintreppe hinab und verhandelte schwerathmend mit den Bischöflichen. —

Als sie zurückkam, stand Michiza vor der Stubenthür und hob ihr wortlos die gefalteten Hände entgegen.

Traurig schüttelte die Gräfin das Haupt.

Da warf sich das Fräulein auf die Knie und bedeckte die Hand der Patin mit Küssen.

Frau Imma wandte sich ab und ging in die Kemenate ihres Gemahls. Nach einer Weile kam sie wieder heraus, schüttelte den Kopf und sah das Fräulein traurig an.

Michiza schlich in ihre Kammer, warf sich auf das Lager und weinte bitterlich.

Vierzehntes Kapitel

Menschenleer war die lange, gewundene Dorf-
gasse von Wiesenbronn, als die Bischöflichen mit dem Grafen und der Gräfin hindurchzogen; denn die versprengten Castellschen hatten sich vor den Herrenleuten in den dumpfigen Hütten verkrochen.

Risingen wimmelte von Reitern und Sar-
janten des siegreichen Bischofs. Dämmerung senkte sich hernieder ins Tal; da kam der Blinde ans Thor des Frauenklosters draußen vor der Stadt.

Mit wehmütigen Gebärden öffnete die Pfort-
nerin. Eilig kam die Abtissin und geleitete ihre Gäste samt dem Burgkaplan zum Siechenhause.

Auf dem Ziegelpflaster des Ganges, vor der Krankenstube, lag der staubbedeckte, rotweiß ge-
vierte, lag der böszzerhauene Schild. Nebenbei lehnte der Helmkübel, und ein Wirrwarr gebrochener

Pfauenfedern starrte aus seinem Kronreif empor. Als ein beschmutztes, blutiges Bündel lag der seidene Waffenmantel in der Ecke.

„Die heilige Jungfrau hat's gewollt, wir aber müssen's tragen in Geduld, Frau Muhme,“ flüsterte die Abtissin und streichelte den Arm der Gräfin. Dann nahm sie den Blinden an der Hand und öffnete die Türe.

Der Wundarzt und sein Gehilfe standen zur Rechten und Linken des Bettes und hielten den Fiebernden in den Kissen zurück. Zu Füßen des Lagers knieten zwei Nonnen und murmelten einträchtig ihre Gebete. Die Abtissin berührte ihre Schultern; schweigend erhoben sie sich und gingen zurück an die Türe.

Es war dämmerig im Gemache. Rauchend lag der Schwerverwunde in seinem Bette; wirre Locken umrahmten das Haupt. Es war dämmerig in dem heißen Gemache; aber das Antlitz des Kranken war wohl zu erkennen. Mit weitgeöffneten, glänzenden Augen starrte er zur Decke empor.

„Nupert!“ flüsterte die Mutter und trat mit gefalteten Händen ans Fußende des Bettes. Angestrengt lauschte neben ihr der Blinde auf die schweren Atemzüge seines Sohnes. Unverwandt blickte die Herrin auf ihr bewußtloses Kind. Tränen tropften auf ihre gefalteten Hände.

„Laßt mich fort — fort, sag' ich!“ begann der Fiebernde und versuchte sich aufzurichten. Aber die

Männer hielten ihn zurück. „Fort — fort —!“ keuchte der Kranke. „Ich muß reiten, was ich reiten kann, und muß es dem Herrn Vater melden —“

Angestrengt lauschte der Blinde auf die gemurmelten Worte.

„So geht's den ganzen Tag,“ raunte der Arzt.

„Der Knabe schläft,“ begann der Fiebernde aufs neue. „Ei, so weckt ihn doch! Wecken, wecken! Er schläft, und da kommen sie. Vorwärts! Er schläft —! Wecken, wecken!“

Angestrengt lauschte der Blinde.

„Es stinkt. Wo ist der Tannhauser? Kunz, der Tannhauser! Kunz, der Hund hat uns verraten. O — o — o, das Bild! Seht ihr das Bild? Im Weinberg hinter meines Vaters Schlosse wachsen schöne gelbe Blumen. Mein Schild ist weiß und rot, weiß und rot ist meine Liebste. Geh weg, du sollst mich nicht küssen — ich bin ja das Bild — siehst du's nicht? Das Bild bin ich. Du — die großen Augen — seht ihr's? Näher kommt's — drauf!“

Angestrengt lauschte der Blinde.

„Tannhauser —!“ schrie der Fiebernde mit gelender Stimme. „Herr Vater, weg, Tannhauser! Helft mir, Herr Vater —! Küssen will er mich — hu, die großen runden Augen! Weckt ihn doch — ihr könnt ihn nicht wecken. Der Herr Vater wird ihn schlagen —“

Der Blinde tastete sich an das Kopfende des Bettes.

Wimmernd sagte der Fiebernde: „Ich — ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

Behutsam tastete der Blinde, fand die heiße Stirn und legte die kühle Hand darauf. Und mit stockender Stimme sprach er: „Nein — du hast keine Schuld, mein — tapferer — Sohn.“

Laut auf schluchzte die Gräfin, sank neben dem Todwunden auf die Knie und bedeckte die glühende Hand mit Küssen.

Ruhig atmend, mit geschlossenen Augen lag Graf Rupert. Draußen aber läuteten die Glocken den Abend ein.

Das Klosterkirchlein war notdürftig vom Lichte der Wachskerzen erhellt, und vor dem Chore lagen nebeneinander in einer Reihe auf ihren Schragen die fünf Toten des Hauses Castell.

Regungslos standen zur Rechten und Linken zwei würzburgsche Gewappnete und hielten mit den nackten Schwertern in den Armen die Totenwacht.

An der Hand des Kaplans betrat der blinde Graf den dumpfigen Raum und schritt langsam zwischen den Säulen gegen den Chor. Flüsternd führte ihn der Getreue neben den Schragen des Altesten und trat zurück.

Ein tiefer Seufzer kam aus der Brust des Vaters. Sachte, wie vorhin nach der heißen Stirne des Fiebernden, so tastete nun die Hand nach dem kalten

Antlitz des Toten. Und lieblosend strichen die bebenden Finger über die starren Züge, und stöhnend sprachen die trockenen Lippen den Rosenamen des Helden. Gleichwie der Sehende die geliebten Züge in die Augen aufnimmt, so versuchten die zitternden Fingerspitzen des Blinden noch einmal das Bild des Antlitzes festzuhalten — die hochgewölbte Stirn, die gerade Nase mit den feinen Flügeln, das glattrasierte, kräftige Kinn.

Von einer Leiche zur andern ließ sich der alte Mann führen, ein geliebtes Antlitz nach dem andern betasteten seine Hände, und murmelnd nannte er jeden Toten beim Namen.

Dann kniete er lange vor den fünf Schragen. Aber seine Lippen bewegten sich nicht, seine Zähne bissen aufeinander, tränenleer brannten seine erloschenen Augen. Und niemand hätte sagen können, an was der Kniende dachte — an den ersten Schrei, mit dem das Kind einstmal die Wände der alten Burg begrüßt, oder an das letzte Nöcheln, mit dem der Mann seine Seele ausgehaucht hatte im Staube der tosenden Schlacht.

Wortlos erhob sich der Alte und verließ mit seinem Kaplan die Kirche.

Nacht war's. Andre Gewappnete waren eingetreten und standen steif und hoch neben den Schragen, wachten und schwiegen. Leise brannten die Wachskerzen herunter, und aus weiter Ferne

Klang zuweilen das dumpfe Grollen eines aufsteigenden Gewitters.

Starr und stumm schliefen die Toten.

Als Herrenöhne waren sie über die Erde geschritten. Weich und lind hatte sich um ihre Glieder gelegt, was andre rauh und hart bedrückt. Wohin sie gekommen waren, hatte sich das Volk vor ihnen geneigt. Nun ruhten sie starr und stumm auf den Schragen. Nie mehr sollten sie über das Land schreiten — steif ausgerichtet von Westen gegen Osten waren ihre Leiber. Nach oben ragten ihre Fußspitzen; nie mehr konnten ihre Sohlen die Erde berühren. Kraftvoll hatte das Herrenblut in ihren Adern gepocht. Jetzt aber standen die Herzen still und das Blut war vertrocknet. Wie tiefgegrabene Schrift auf ehernen Tafeln dehnte sich hinter ihnen die Vergangenheit — unsichtbare Zeichen auf unsichtbaren Flächen. Starr und stumm schliefen sie auf ihren Schragen und konnten keinen Strich mehr ändern an dieser Schrift.

Oftmals war es ihnen zu eng geworden in den Burgen am Wald, in den Bergfesten am Mainstrom, und der und jener hatte sich gefragt in heimlicher Zwiesprache: „Wie wird's werden, wenn wir einst das Erbe teilen und zu siebt uns nähren müssen, wo vordem der eine regiert hat?“ Jetzt hatten sie die engen Burgen mit den schmalen Schragen vertauscht, jetzt lagen sie friedlich nebeneinander und schliefen ihrem Erbteil entgegen.

Drüben im Siechenhause aber lag der wunde Mann, und seine Seele flatterte gleich einem angeschossenen Vogel angstvoll zwischen Leben und Tod; die Wirklichkeit erschien ihr als Wahn, der Wahn als Wirklichkeit.

Und im Stadthause des Bischofs drunten zu Rizingen lag einer gefangen. Der konnte den Schlaf nicht finden, der starrte mit offenen Augen in die Finsternis, der wäre von Herzen gern auf dem Schragen gelegen gleich seinen tapferen Brüdern. Mit klopfenden Pulsen lag er und lauschte auf das Grollen des nahenden Gewitters. Und als nach einer Weile der Blitzstrahl in den Strom fuhr und ein Donner Schlag die Mauern erschütterte, da raufte er seine wirren Locken und stöhnte: „Daß doch mich das Wetter erschläge!“

Fünfzehntes Kapitel

Das Gewitter tobte über der Stadt.

Die Domherren und Hauptleute des sieghaften Heeres saßen in ihrer Herberge an langer Tafel und speisten zu Nacht. Etliche saßen mit verbundenen Köpfen, andre trugen einen Arm in der Schlinge. Das Licht kleiner Öllampen erhellte notdürftig die schmale Stube.

„Vor zwei Stunden ist er ins Kloster geritten,“ rief einer vom unteren Ende der Tafel hinauf zum

Dompropste, „er und die Gräfin mit geringem Ge-
folge.“

„Das ist ein saurer Mitt gewesen,“ sagte ein
Greis neben dem Propste.

Dieser nickte.

„Se nun,“ rief ein anderer, „was hat er sich gegen
uns stemmen müssen, der alte —“

Ein Donner Schlag unterbrach seine Rede.

„Was hat ihn der Handel angegangen?“
brumnte sein Nachbar.

„Einerlei, vorüber ist vorüber, und er kann uns
nimmer schaden,“ rief nun der Dompropst, lehnte
sich zurück und sah mit seinen großen, blinkblauen
Augen zur dunkeln Decke empor. „Und jetzt tut er
mir doch in der Seele leid, der alte, blinde Herr.“

„'s ist keine Kleinigkeit, fünf Söhne!“ rief ein
andrer aus der Gesellschaft.

„Fünfe? Vielleicht sieben!“ sagte ein großer
Mann, der soeben unter die Thür trat. Er hing den
triefenden Mantel an den Rechen und beugte das
Knie gegen den Dompropst.

„Du hast den Grafen gesehen?“ fragte dieser.

„Oh, Eure Gnaden —!“ Der Mann schüttelte
seufzend das Haupt und suchte nach einem Plaze
an der Tafel. Bereitwillig rückten sie am unteren
Ende zusammen. „Es ist ein Jammer. Ich vergesse
das in meinem Leben nicht. Von einem zum andern
ist der blinde Herr gegangen und hat eines jeden
Antlig betastet.“

„Und ist er auch beim Jüngsten gewesen?“

„Ich hab' ihm Eurer Gnaden Auftrag ge-
meldet —“

„Und —?“

„Er hat sich wortlos abgewendet.“

„Denk' mir wohl, daß er den Siebenschläfer
nicht hat sehen wollen!“ rief einer mit verhaltenem
Lachen.

„Siebenschläfer? Ich glaub's nicht, glaub's den-
noch nicht,“ sagte der Dompropst und schüttelte
nachdenklich das Haupt.

„Aber ich hab' ihn ja doch selber schlafend ge-
funden im Keller!“ rief der andre. „Ich sehe ihn
noch die Augen reiben —“

„— und hör' ihn brüllen wie einen verwundeten
Stier, weil er die Schlacht verschlafen hat!“ unter-
brach ihn ein junger Domherr.

„Also!“ rief der Dompropst. „Und ich wette, es
ist nicht mit rechten Dingen zugegangen; denn so
was hab' ich doch noch nie gehört, am wenigsten
von einem Castell.“

Etliche murmelten beifällig. Andre schwiegen.
Endlich rief einer in spöttischem Tone: „Wir wollen
den Tannhauser fragen!“

„Kannst ihn ja fragen!“ sagte der Dompropst.

„Pfuch!“ murmelte der Angesprochene und
nahm einen Schluck.

In diesem Augenblick trat die riesige Gestalt des
Verräters unter die Thür. Auch er beugte das Knie